

Zwischen den Zeilen

Es gibt Tage, an denen das Wichtigste nicht laut wird, sondern zwischen zwei Blicken hängen bleibt.

Heute ist so einer.

Der Regen fällt nicht richtig. Er bleibt in der Luft stehen, als hätte der Himmel vergessen, wie Aufhören geht. Tropfen ziehen schiefe Linien über die Fensterscheibe. Draußen schwimmt alles - Autos, Menschen, selbst die Ampeln wirken, als hätten sie ihre Kanten verloren.

Ich sitze hinten. Neben ihr.

Sie malt Blätter an den Rand ihres Hefts. Immer neue. Immer ähnliche. Als würde sie prüfen, ob sie noch wachsen.

„Du zeichnest schon wieder einen ganzen Wald“, flüstere ich.

„Irgendwer muss ja für Sauerstoff sorgen“, sagt sie.

Ich lache. Leise. Es fühlt sich an wie etwas, das nur uns gehört.

Vorne spricht der Lehrer über lineare Funktionen. Seine Stimme kommt bei mir an, aber sie bleibt nicht. Ich sehe auf ihre Hände. Ein leichtes Zittern. Nicht stark. Nur genug, um es zu merken, wenn man wirklich hinsieht.

Früher hätte ich sie angestoßen. Hätte gesagt: „Du verschmierst alles.“

Heute überlege ich zu lange.

Als ihr Heft vom Tisch rutscht, wird es für einen Moment still in mir. Die Seiten gleiten über den Boden. Ich weiß, ich sollte reagieren.

Ich tue es nicht.

Sie kniet schon, sammelt ein. Ihre Haare fallen ihr ins Gesicht. Für einen Sekundenbruchteil treffen sich unsere Blicke.

Kein Vorwurf. Kein Drama.

Nur dieses kleine Wissen, das zwischen uns stehen bleibt.

Draußen riecht es nach nassem Asphalt, als wir das Schulgebäude verlassen. Nach Regen, der sich im Beton festgesetzt hat. Wir gehen nebeneinander. Zwischen unseren Schultern passt noch eine Handbreit Luft.

„Weißt du noch der Apfelbaum?“, frage ich.

„Hinter der Turnhalle?“ Sie lächelt sofort. „Du bist runtergefallen.“

„Ich habe die Schwerkraft getestet.“

„Und?“

„Sehr zuverlässig.“

Sie lacht. Richtig. Und für ein paar Schritte fühlt sich alles wieder an wie früher, wie Sommerabende, an denen man nicht wusste, dass Dinge kompliziert werden können.

Jetzt gehen wir schweigend weiter.

Ich will ihr etwas sagen. Etwas Größeres. Vielleicht:

Bleib.

Oder: Ich merke, dass du leiser wirst.

Oder: Ich habe Angst, dass wir uns verlieren. Nicht mit einem Knall. Sondern einfach so.

Aber Worte sind manchmal wie diese dünnen Papierservietten im Café. Man zieht einmal - und sie reißen.

Am Nachmittag sitzen wir auf der alten Wiese hinter der Schule, die Sonne fällt schräg durch die Bäume. Ich erinnere mich an das Licht zwischen den Blättern - das Komorebi -, das sanft auf unsere Haut fällt, den Wind, der leise durch unsere Haare streicht, und die Sonne, die sich wie eine lang ersehnte Umarmung anfühlt. Die Wärme ist kaum spürbar, aber genau richtig, um die Kälte des Alltags zu vergessen, das Sorgenvolle für einen Moment abzuschütteln. Für einen Augenblick existieren wir nur in diesem Spiel aus Licht und Schatten, zwischen Erinnerung und Jetzt, und alles fühlt sich leicht an, als könnte nichts die Unbeschwertheit stören.

Diese Erinnerung ist wie ein stiller Atemzug zwischen den Tagen, zwischen den Jahren. Sie verbindet uns, auch wenn wir leiser geworden sind.

Am Abend liege ich auf meinem Bett und gehe durch alte Fotos. Da sind wir unter einem großen Baum. Sie mit zerzausten Haaren. Ich mit diesem schiefen Lächeln. Wir sehen aus, als wüssten wir noch nichts von dem, was schwer wird.

Nostalgie ist warm. Und tut trotzdem weh.

Ich öffne unseren Chat.

Tippe: „Manchmal vermisse ich früher.“

Lösche es.

Tippe: „Alles okay bei dir?“

Lösche auch das.

Stattdessen schicke ich einen Baum.

Sie antwortet mit einem Apfel.

Vielleicht reicht das.

Am nächsten Tag steht sie am Fenster in der Pause. Die Sonne scheint plötzlich, als wolle sie beweisen, dass sie noch da ist. Ihre Augen wirken müde. Nicht dramatisch müde. Nur ein bisschen zu schwer für einen normalen Dienstag.

„Alles gut?“, frage ich.

Sie zuckt mit den Schultern. „Ja. Also. Weiß nicht.“

Wir sind gut in halben Sätzen.

Ich stoße sie leicht an. „Sehr genaue Analyse.“

Ein kleines Lächeln.

Mein Herz schlägt schneller. Nicht romantisch. Eher wie vor einem Sprung ins kalte Wasser.

„Wenn...“, beginne ich.

Sie sieht mich an.

Ich sage nicht das Große. Nicht das Dramatische.

Nur: „Du musst nicht immer so tun, als wär alles voll mit Wald.“

Sie schaut auf ihr Heft. Auf die Blätter am Rand.

„Du meinst...?“

„Ich mein nur - du darfst auch mal nichts malen.“

Stille.

Dann nickt sie. Langsam.

„Danke“, sagt sie.

Diesmal fühlt es sich nicht an wie ein Lichtstrahl. Eher wie ein Fenster, das einen Spalt aufgeht. Luft kommt rein. Noch kein Sturm. Aber Bewegung.

Später sitze ich wieder an meinem Fenster. Der Himmel ist orange, als hätte jemand ihn vorsichtig angemalt. Ein letzter Tropfen fällt vom Dach.

Ich schlage mein Tagebuch auf.

Zwischen den Zeilen.

Weil ich glaube, dass genau dort alles liegt.

In Blicken, die man auffängt.

In Nachrichten, die man nicht abschickt.

In halben Sätzen, die trotzdem reichen.

In Mut, der nicht laut ist - nur ehrlicher als gestern.

Vielleicht muss man nicht immer die richtigen Worte finden.

Vielleicht reicht es, irgendwann anzufangen.

Zwischen gestern und morgen.

Zwischen Regen und Sonne.

Zwischen uns.

Manchmal sind es genau diese kleinen Dinge, die alles tragen.
Zwischen den Zeilen.